

Neue Schelmenstreiche

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **152 (1873)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373563>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

thut. Noch sind keine 10 Minuten verflossen, so wird Generalalarm geschlagen, der alle verfügbaren Dampfspritzen zur Stelle ruft, allein auch das ist hier nichts Außergewöhnliches. Noch war es kaum 10 Uhr, da wird ein Zeichen von den Thürmen geschlagen, das die Stadt noch nie gehört, aber nichtsdestoweniger jedes Herz mit Schrecken erfüllt — es war ein Zeichen, daß die Stadt in Flammen stehe. An der Westseite war das Feuer ausgebrochen, wo noch alles Holzhäuser waren, und der gewaltige Wind, der damals herrschte, trug die Flammen mit solcher Schnelligkeit vorwärts, daß menschliche Hilfe bald unmöglich schien, doch glaubte niemand, daß das Feuer über den Fluß kommen werde. Allein noch war es nicht 11 Uhr, als auch schon die Südseite in Brand gerieth. Nun stand das Herz der Stadt in Flammen, gerade der Theil, in welchem sich die größten Handlungs- und Geschäftshäuser befanden, Post- und Rathhäuser, Theater und Konzertsäle, im Ganzen der Theil der Stadt, in dem sich lauter 4—8 Stock hohe steinerne Häuser dem Bewunderer zur Ansicht zeigten. Schon um Mitternacht wurde um Dampfspritzen telegraphirt nach den nächsten Städten, von wo schon am nächsten Morgen um 7 Uhr gegen 40 Stück eintrafen. Feuer und Wind hatten sich aber zu viel und zu stark mit einander vereinigt, um sie zu unterdrücken. Schon am 9. morgens 4 Uhr stand auch die Nordseite in Flammen, allwo sich die Gasfabriken und die Wasserwerke, welche der ganzen Stadt das Wasser liefern, befanden. Gewaltige Angst bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung bei dieser Nachricht. Gegen 10 Uhr morgens hatten alle Löschapparate zu arbeiten aufgehört, die Wasserwerke waren sämmtlich abgebrannt und die kolossalen Maschinen standen still, Chicago ein Feuermeer und kein Wasser! Wohl war solches zu bekommen aus dem See und dem Flusse, allein alles half nichts. Kaum waren aber die Brunnen versiegt, da hörte man an der Südseite bum, bum! und das half wenigstens den Theil der Stadt retten, der jetzt noch steht; es wurden nämlich ganze Vierecke von Häusern in die Luft gesprengt. Hingegen an der Nordseite war alles unnütz, der Wind trieb das Feuer mit solcher Schnelligkeit fort; daß schon vor Mitternacht des 9. Okt. das letzte Haus in Asche lag.

Man kann sich denken, welche Angst und Verwirrung dieses Flammenmeer überall hervorgerufen mußte. Hier flohen die Heimgesuchten mit einem Bündel auf dem Rücken, die Kinder auf dem Arm oder an der Hand; dort jammerten Mütter um ihre Kinder, Kinder schrieten nach Vater und Mutter. Aus allen Häusern flohen die Menschen, mit sich schleppend einen Theil der Habe, nicht wissend, wohin sich wenden, denn überall grinste das Feuer hohnlachend sie an. Das Jammern und Klagen der Frauen und Kinder war so fürchterlich, wie sich kein Mensch vorstellen kann.

Erst am Montagabend spät legte sich der Wind und ein heiß ersehnter Regen stellte sich ein, der das Feuer endlich dämpfte.

Ueber 250 Menschen waren dabei umgekommen und über 12,000 Gebäude lagen in Asche. Gegen 100,000 Personen wurden obdachlos. Der Verlust an Eigenthum wird auf 1450 Mill. Fr. angegeben, von denen allerdings 900 Mill. durch Versicherung gedeckt waren, aber die betreffenden Affekuranzen waren nur 150 Mill. zu zahlen im Stande. — Chicago war ein Haupt-Fabrikations- und Handelsplatz für Klaviere und Orgeln. Es sollen über 100,000 Stück zu Grunde gegangen sein, wovon ein einziges Haus an 200 Klaviere und 100 Orgeln eingebüßt habe.

Neue Schelmenstreiche.

In Paris stand ein Industrieritter vor Gericht, angeklagt, eine Uhr mit den Kuchen eines Pastetenbäckers bezahlt zu haben. Er kam feingekleidet eines Morgens zu einem Pastetenbäcker, sagend: „Ich brauche morgen 400 Pasteten zu einem großen Essen, bin Marquis Ferraris und wohne in der Straße Rivoli, Nr. 6.“ — „Sehr wohl, sollen sie haben zu der von Ihnen bestimmten Zeit.“ — „Abgemacht.“ Jetzt geht der Marquis zu einem Uhrmacher und sucht sich eine Uhr für 200 Fr. aus, dabei bemerkend: „Ich bin ein Butterhändler im Großen; der Pastetenbäcker bei Place Rohale ist mir 400 Fr. schuldig, die er morgen bezahlen will; Sie haben wohl die Gefälligkeit, Ihre 200 Fr. statt meiner in Empfang zu nehmen. Kommen Sie mit mir zu ihm, damit ich Sie vorstelle.“ Beide gehen hinüber. Marquis und Butterhändler sagt: „Sie

brauchen mir morgen bloß 200 zu schicken, geben Sie die andern 200 gefälligst diesem Herrn hier." — „Sehr wohl! Alles in Ordnung." — Der Uhrmacher war am Morgen begreiflich nichts weniger als angenehm überrascht, statt der 200 Fr. 200 Pastetchen zu erhalten.

Zu einem der ersten Juweliere Londons kam ein französischer General, die Brust reich mit Orden geschmückt, den rechten Arm in einer schwarzeidenen Binde tragend, und legte dem Juwelier eine Zeichnung zu einer kostbaren Broche nebst Ohrgehängen und einem Armbande vor, genau angehend das Gewicht, die Reinheit und die Farbe der Steine, die dazu verwendet werden sollten. Endlich den Kostenpreis berührend, erfuhr er von dem Juwelier, daß letzterer den Schmuck mit Rücksicht auf die oben gestellten Bedingungen nicht unter 3000 Pfd. Sterl. (75,000 Fr.) herzustellen vermöge. Der General war endlich mit dem Preise einverstanden und gab eine 100 Pfd.-Note (2500 Fr.) als Anzahlung. In 4 Wochen sollte der Schmuck fertig sein. Nach Verlauf dieser Zeit erschien richtig der General vormittags, in Begleitung eines reich mit Gold betretenen Bedienten und frug, ob sein Schmuck schon fertig sei. Nachdem ihm diese Frage von dem Juwelier bejaht wurde, und er den Schmuck in Augenschein nahm, lobte er die Arbeit und die Pracht der Steine, bat den Juwelier ihm die Gegenstände einzupacken und zog eine Geldtasche hervor. Nach Deffnung derselben entschuldigte er sich beim Juwelier, aus Versehen die unrechte Tasche zu sich gesteckt zu haben und ersuchte, da er, der General, vermöge seines im Krimkriege gelähmten rechten Armes die Feder nicht zu führen vermöge, ihm ein paar Zeilen, die er an seine Frau, die Gemahlin, diktiren werde, zu schreiben. — Bereitwilligst nahm der Juwelier Feder, Papier und Tinte. Der Feldherr diktirte: „Liebe Gattin! Sei so gut, da ich eben ein brillantes Geschäft gemacht, mir 1000 Pfd. St. (25,000 Fr.) durch den Bedienten allsogleich zu schicken. Dein Dich liebender Gatte." Der Juwelier fragte, welchen Namen darf ich unterzeichnen? „Ist keiner nothwendig," antwortete der General. „So Jacques," sagte er zu dem in der Entfernung ehrerbietig stehenden Diener, „nimm das Paket, fahre eilends zu meiner Frau ins Hotel und komme

gleich mit dem Gelde, das dir selbe geben wird; ich bleibe indeß hier." Es verging beinahe eine Stunde, der General wird unruhig und schimpft über die Saumseligkeit des Dieners. Endlich bittet ihn der Juwelier selbst, er solle nur nach dem Diener sehen, wenn er vielleicht einen Fiaker wünsche, solle der Herr General nur befehlen. — Richtig, ein Fiaker wird von dem Juwelier bestellt, und der General fährt unter fortwährendem Schimpfen auf seinen Diener weg. — Der Nachmittag vergeht, es kommt weder General noch Diener; der Juwelier, welcher mittlerweile aus dem Geschäfte in seine Wohnung heimging, wurde von seiner Frau mit der Frage überrascht, „was er für ein brillantes Geschäft gemacht habe?" Stukend verlangte er weitere Aufklärung von seiner Gattin und erfährt zu seinem Schrecken — daß vormittags ein reich bordirter Bedienter ein Schreiben überbracht habe, welches sie von der Hand ihres Mannes herrührend erkannte, deßhalb habe sie auch die in dem Briefe verlangten 1000 Pf. St. ohne Argwohn ausgefolgt. Der freundliche Leser kann sich den Schrecken der beiden Ehegatten denken — sie standen eine Weile wie versteinert da; doch bald raffte der Juwelier sich auf und eilte zitternden Fußes in das Hotel, wo der Herr General wohnen sollte; dort aber erfuhr er, daß dieser bereits vor mehreren Stunden sich mit seinen Leuten aus dem Staube gemacht habe. Der Juwelier gerieth begreiflicher Weise fast in Verzweiflung. — Am höchsten steigerte sich aber sein Aerger, als am andern Morgen noch der Fiaker zu ihm kam und die Fahrt bezahlt verlangte, die er gestern auf seine Anforderung mit dem General gemacht, da letzterer bei einem Durchhause abstieg — und nimmer kam, während der Fiaker 8 Stunden vergebens wartete, wodurch 1 Pfd. St. ihm gebühre.

*

Als letztes Frühjahr in München-Bladbach ein Menageriebefitzer mit 3 Elephanten herumzog und die Jugend in Schaaren sich herzubrängte, suchte ein Polizeidiener dieselbe fern zu halten. Allein einer der großen Vierfüßler schien Gefallen an der Begleitung der Kleinen zu finden, denn er packte den Polizeidiener mit seinem Rüssel und warf ihn in den Straßengraben, natürlich unter schallendem Gelächter von Klein und Groß.